Zeitschrift: Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft = revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera d'etnologia

Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft

Band: 22 (2017)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UMSTRITTENE REPRÄSENTATION DER SCHWEIZ

Soziologie, Politik und Kunst bei der Landesausstellung 1964

Koni Weber
2014. Tübingen. Mohr Siebeck. ISBN 978-3-16-153173-6. 364 S.

Text: *Boris Boller, Universität Freiburg*

Man stelle sich vor: Gulliver ist auf Feldforschung in der Schweiz und stellt Fragen wie: «Was ist eine Demokratie?» oder «Was ist für die Schweiz dringend notwendig?» Dieses Szenario bildete die Rahmenhandlung eines «Fragespiels» der Abteilung «Un jour en Suisse» an der Landesausstellung *Expo 64* in Lausanne. Man stelle sich weiter vor: Die Landesregierung nahm massiv Einfluss auf Gullivers Fragen und verbot die Auswertung und Publikation der Antworten, was wiederum die Presse als Zensur anprangerte. Die Irritation über diesen Eingriff bildet den Ausgangspunkt der breit angelegten wissenshistorischen Fallstudie von Koni Weber.

Der Autor rekonstruiert die Geschichte eines sozialwissenschaftlichen und identitätspolitischen Umfrageprojekts im Kontext der frühen 1960er Jahre unter den besonderen Bedingungen einer Landesausstellung. Im Zentrum stehen dabei Fragen nach der Legitimität von Repräsentation bzw. Repräsentativität im Spannungsfeld von Politik und Sozialwissenschaften und nach den Produktionsbedingungen von Wissen über die Gesellschaft. Wegleitend erscheint die Unterscheidung von zwei konkurrierenden Repräsentationslogiken: Auf der einen Seite steht die «elitäre Perspektive» der Repräsentation, welche einen Grossteil der Bevölkerung tendenziell von der politischen Teilhabe fernhalten wolle. Demgegenüber verortet Weber die «plebiszitäre» bzw. «partizipatorische Perspektive», welche alle Bevölkerungsschichten an der Demokratie beteiligen wolle (S. 256). Dabei steht die Landesregierung und insbesondere ihr Delegierter Hans Giger für die elitäre Sicht und die Ausstellungsmacher von «Un jour en Suisse» um den «théatreux vaudois» Charles Apothéloz für die partizipative Logik.

Der im zweiten Kapitel aufgearbeitete Entstehungskontext beschreibt die 1955 einsetzende Planungsphase der Landesausstellung und das zeitgenössische soziale, politische und ökonomische Umfeld. Charakterisiert wurde diese Epoche durch Hochkonjunktur, Massenkonsum, technischen Fortschritt, Zersiedelung sowie einen offiziösen sozialen Konformismus, in dem sich allerdings erste «nonkonformistische» Brüche manifestierten. «Un jour en Suisse» sollte die gegenwartsbezogene Abteilung des zentralen «Wegs der Schweiz» im Tempo *allegro con scherzo* inszenieren. Geleitet wurde sie vom Lausanner Theatermacher Charles Apothéloz, der sowohl für seine volksnahen Inszenierungen als auch für sein kritisches Verhältnis zur Schweiz bekannt war. In Abgrenzung zum patriotischen Pathos der Landi 1939, beabsichtigte Apothéloz dem «Schweizer Nationalcharakter» sowohl wissenschaftlich als auch spielerisch auf die Spur zu kommen, gleichzeitig ironisierend in Frage zu stellen und dabei das Publikum einzubeziehen. Die sozialanthropologische Inspiration zum zu entdeckenden «Homo Helveticus» führt Weber auch auf die ethnologische Sozialisierung Apothéloz' in Paris zurück: Im Gegensatz zur folklorisierenden «Volkskunde» bot das *Musée national des Arts et Traditions populaires* einen Blick auf konkrete Lebensbedingungen im eigenen Land (S. 65 f.). Frühe «qualitativ-ethnologische» Entwürfe ernteten jedoch Kritik, etwa vom Soziologen Michel Flegenheimer: «On ne peut pas traiter une peuplade ou une tribu d'Afrique, de type généralement agricole, et le peuple suisse, si divers, selon la même méthode» (S. 75). Die Abteilung «Un jour en Suisse», d.h. Fragespiel und Ausstellung bedurften in der Folge der Absicherung in Form einer quantitativen Voruntersuchung. Dazu bildete Apothéloz eine sozialanthropologische Arbeitsgruppe, die im Kern aus Ariane Deluz, Isac Chiva und Nathalie Stern bestand, die im Umkreis von Alain Touraine, Georges Balandier oder Claude Lévi-Strauss arbeiteten (S. 65).

Das dritte Kapitel widmet sich schwergewichtig der ausführlichen Diskussion der Begriffe, Konzepte und Operationalisierungen von politischer Repräsentation und wissenschaftlicher Repräsentativität sowie der theoretischen Basis

der Arbeitsgruppe. Zur Stichprobenbildung der Voruntersuchung orientierte sie sich an der im Kontext der US-amerikanischen Repräsentativdemokratie entwickelten Gallup-Methode (S. 100 ff.). Die noch wenig verbreitete Demoskopie stiess auf starke Vorbehalte seitens der Landesregierung und ihres Delegierten, da sie auch als illegitime Imitation von Volksabstimmungen und potentielle Delegitimierung ihrer Rolle als Repräsentanten des Schweizer Demos wahrgenommen wurde (S. 196).

Das Kapitel «Kodieren / Dekodieren» beschreibt detailliert die mit 1200 Personen durchgeführte Umfrage der Voruntersuchung, einschliesslich Beschreibungen von Interviewsituationen und der Auswertung der riesigen Datenmenge, die erst durch den Einsatz eines Computers überhaupt zu bewältigen war. Der Schlussbericht wartete mit einer soziologisch-anthropologischen Identitätsanalyse der Schweizer Bevölkerung auf, die ein problematisierendes «neues Bild der Schweiz» zeichnete, das in Abkehr üblicher Einheitsbeteuerungen soziale Ungleichheiten hervorhob. Der Autor erklärt die Ergebnisse mit der verwendeten soziologischen Interpretationslogik. Diese erleichtere das Feststellen von Ungleichheiten, da die «Analyse in Kategorien erfolgte, mit denen sich soziale Probleme artikulieren liessen» (S. 315). Die Umfragedaten dienten sowohl der Inszenierung des Ausstellungsteils als auch als Grundlage zu Gullivers Fragebogen, den das Publikum an Ort ausfüllen und elektronisch auswerten, d.h. mit den in der Voruntersuchung erhobenen Werten vergleichen und kommentieren lassen konnten.

Die Konflikte um Gullivers Fragespiel behandelt das fünfte Kapitel. Hier kollidierte das partizipative Weltbild der Arbeitsgruppe mit dem elitär-konservativen des Bundesdelegierten Hans Giger, was in einem «zensurähnlichen Eingriff» am Fragebogen und dem Verbot der laufenden Aktualisierung, Kumulierung und Publikation der gegebenen Antworten resultierte. Fragen zu politisch relevanten Themen wie Frauenstimmrecht oder Militär erschienen als Übergriff und Bedrohung von Macht und Legitimität und wurden entschärft oder gestrichen. Weber ortet einen Ursprung des Konflikts im ungeklärten Verhältnis zwischen Demoskopie und Demokratie (S. 193 ff.).

Das letzte Kapitel beleuchtet drei Wege des Projekts an die Öffentlichkeit. Vorerst in Form der Ausstellung «Un jour en Suisse» an der Expo: Hier transponierte Apothéloz Daten der Voruntersuchung zurück ins Feld der Kunst und benützte den ethnologischen Duktus als ironisierendes, subversives Stilmittel: So wird etwa die typische Laufbahn als «Initiation» beschrieben oder das Militär dient nicht primär der Landesverteidigung sondern als Männerbund der Kameradschaftspflege (S. 246 ff.). Nach Eröffnung der Expo skandalisierte die Presse landesweit die bundesrätlichen Eingriffe an Gullivers Fragen. Dabei wurde der Konflikt mehrheitlich als Kampf zwischen der in Giger personifizierten Elite und Apothéloz als Fürsprecher des Volkes interpretiert (S. 253 ff.). Schliesslich erschien zwei Jahre nach der Expo Luc Boltanskis «Le bonheur suisse» (1966). Pierre Bourdieus Assistent, der «nicht den Regeln des schweizerischen Identitätsdiskurs unterworfen war» (S. 319), zweifelte an der helvetischen Einheit und extrahierte aus den Daten der Voruntersuchung Widersprüche zwischen Nationalideologie und realen Lebensbedingungen. In Boltanskis Analyse sieht Weber einen Vorläufer der Macht- und Ideologiekritik, die ab den 1970er Jahren auch von Schweizer Intellektuellen betrieben wurde (S. 284 ff.).

Das auf umfangreichen Archiv- und Literaturstudien basierende Buch von Koni Weber liefert einerseits einen Beitrag zur Schweizer Geschichte, indem es keimende Dissonanzen, konkurrierende Ideologien und Staatsverständnisse der «langen 50er Jahre» am konkreten Fall eines Projekts für die *Expo 64* analysiert. Durch Verwendung von Korrespondenz und Sitzungsprotokollen gelingt es, Positionen, Interessen und Strategien der beteiligten Akteure zu rekonstruieren. Andererseits bietet die Monographie auch einen Einblick in die Geschichte von Soziologie und Demoskopie: Die konkreten Abläufe und Grundlagen der Voruntersuchung werden im Kontext weiterhin aktueller methodologischer Überlegungen, Kritiken und Praktiken diskutiert. Ohne ein ethnologisches Buch im engeren Sinne zu sein, erscheint das Fach sowohl als Inspiration am Ursprung von «Un jour en Suisse» als auch als theatralisch verfremdendes Gestaltungsmittel zur kritischen Inszenierung der eigenen Gesellschaft. Angesichts der vielen Akteure aus der Ethnologie enthält das Buch zudem Elemente, die zu einer noch zu schreibenden Geschichte der Schweizer Ethnologie beitragen können.

LITERATURVERZEICHNIS

Boltanski Luc. 1966. *Le bonheur suisse.* [D'après une enquête réalisée par Isac Chiva, Ariane Deluz, Nathalie Stern] Paris: Editions du Minuit.

AFFEKT UND GESCHLECHT

Eine einführende Anthologie

Angelika Baier, Christa Binswanger, Jana Häberlein, Yv E. Nay, Andrea Zimmermann (Hg.)
2014. Wien. zaglossus. ISBN 978-3-902902-10-8. 484 S.

Text: *Tina Büchler, Universität Bern*

Mit der medialen Ausrufung des postfaktischen Zeitalters gelangen die emotionalen Dimensionen des Politischen verstärkt in ein internationales öffentliches Bewusstsein.[1] Damit fällt ein Schlaglicht auf soziale Prozesse, mit welchen sich unter anderem feministische, queere und postkoloniale Kritiker_innen seit Jahrzehnten auseinandersetzen – wie dies der bekannten feministische Slogan «Das Private ist politisch» beispielhaft zum Ausdruck bringt. In dieser theoretisch-aktivistischen Tradition verortet sich auch der Sammelband «Affekt und Geschlecht». Damit legen die Herausgeber_innen ein Werk von grosser Aktualität vor, das sich mit grundlegenden Fragen von Subjektivierung und Kollektivierung auseinandersetzt, die in diesem sich zuspitzenden Moment westlicher Politiken viele Menschen zunehmend beschäftigen dürften.

Wie bereits sein Titel andeutet, ist Ziel des Bandes die Einführung in die interdisziplinären und auf weitverzweigte Denkstränge aufbauenden *Affect Studies*, welche seit den 90er-Jahren der Bedeutung und Wirkmacht von Gefühlen wieder verstärkt Aufmerksamkeit schenken. Im Buch erfolgt der Zugriff über die Kategorie Geschlecht, die hier, und das ist eine grosse Stärke des Bandes, ausgesprochen intersektional gefasst wird und sowohl in feministischen als auch in queeren und rassisierungskritischen Ansätzen Ausdruck findet.

Um es gleich vorneweg zu nehmen: Das Buch hält sein Versprechen, und mehr. Nach einer sorgfältigen und umfassenden Einführung in die Genealogie und Begrifflichkeiten der *Affect Studies* (angesichts der Komplexität des Feldes ein besonders gelungener kollektiver Schreibakt) gelangt die_Leser_in zum Kernstück des Bandes. Dieses besteht aus sechs erstmals ins Deutsche übersetzten Schlüsseltexten aus den anglophonen *Affect Studies*, gefolgt von je drei Rezeptionstexten von Autor_innen aus dem deutschen Sprachraum. Die sorgsame Verbindung der Beiträge verleiht dem Buch eine seltene Stringenz und eröffnet verschiedene Perspektiven auf bestimmte theoretische Argumente, ein Gefühl der Vertiefung vermittelnd. In der Folge wird aus den drei Buchteilen exemplarisch je ein Schlüsseltext-Rezeptionstext-‹Paar› vorgestellt.

Der erste Teil des Bandes, «Affektive Politiken – Politiken der Affekte», setzt sich mit Arbeiten auseinander, welche im Sinne des eingangs zitierten Slogans Affekte der privaten Dimension entreissen und in einen erweiterten Politikbegriff integrieren. Fokussiert werden Arbeiten, welche negative Gefühle von minorisierten Subjekten als sozial vermittelt fassen («Depressed? It might be political!» (S. 24)) und gleichzeitig deren transformatives Potential ausloten. Lauren Berlant prägt in ihrem Beitrag den Begriff der «nationalen Sentimentalität». Dieser benennt ein hegemoniales Gefühlsregime, laut dem die (US-amerikanische) Nation «am besten durch affektive Identifikation und Empathie über gesellschaftliche Differenzen hinweg aufzubauen» sei (S. 89). In dieser Rhetorik dienen negative Affekte minoritärer Subjekte als Legitimation für Forderungen nach Anerkennung. Laut Berlant ist dieses Modell von Staatsbürger_innenschaft jedoch nicht vom klassischen Modell zu trennen, wonach Bürger_innenschaft über die Identifikation mit dem Recht und der Nation hergestellt wird, die sie schützt

[1] Der Begriff postfaktisch respektive *post-truth* wurde gleich mehrfach zum Wort des Jahres 2016 ernannt, so z.B. von der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) und von den Oxford Dictionaries. Letztere definieren *post-truth* als «*relating to or denoting circumstances in which objective facts are less influential in shaping public opinion than appeals to emotion and personal belief*» (https://en.oxforddictionaries.com/definition/post-truth, Zugriff am 26. Januar 2017).

und verwaltet: Beide Ansätze imaginieren die Nation durch die von ihr Ausgeschlossenen, indem sie dem Staat Universalität einräumen.An das Konzept der nationalen Sentimentalität anknüpfend reflektiert Yv E. Nay Diskurse von Regenbogenfamilien in der Schweiz. Nay zeichnet nach, wie sich heteronormative Regenbogenfamilien als begehrtes Objekt des Glücks über die Veranderung nicht-normativer queerer Existenszweisen konstituieren. Daraus leitet Nay die Forderung ab, Berlants Konzept um die Identifikation privilegierter Gruppen mit *positiven* Gefühlen minoritärer Subjekte zu erweitern. Diskurse des Regenbogenfamilienglücks können laut Nay derzeit ‹national sentimental› werden, weil sie in einer Zeit ökonomischer Verunsicherung die Fantasie der Kleinfamilie als Ort gegenseitiger Fürsorge und Dauerhaftigkeit bekräftigen.

Der zweite Teil, «Affektive Grenzen und Durchlässigkeiten», befasst sich mit der Performativität von Affekten. Sara Ahmed fasst in ihrer Arbeit Emotionen als sozial und kulturell konstituierte Beziehungspraxen, durch welche individuelle und kollektive Körper erst zutage treten (S. 184). Weder kommen Emotionen von innen und gelangen dann nach aussen noch umgekehrt; «[r]ather, it is through emotions, or how we respond to objects and others, that surfaces or boundaries are made» (Ahmed 2004: 10). Damit werden Emotionen, Körper sowie Unterscheidungen zwischen dem ‹Wir › und dem ‹Anderen› als gleichursprünglich postuliert. An dieser emotional vermittelten Grenze zwischen Innen und Aussen knüpfen Andrea Maihofers Überlegungen an. Sie schlägt vor, im Sinne einer Hegemonie(selbst)kritik Prozesse der *Selbstaffirmierung* privilegierter Bevölkerungsteile ins Zentrum des Interesses zu rücken. In westlichen Gesellschaften basieren die Subjektivierungsweisen privilegierter Gruppen laut Maihofer vor allem auf einer kollektivierten Imagination einer drohenden Verletzung durch andere und bedürfen somit konstitutiv der abgrenzenden Definition ebendieses bedrohlichen Anderen. Dadurch erscheint beispielsweise das ‹Wir› als das stets bedrohte weisse Opfer. Aus einer solchen Perspektive wird deutlich, «dass der derzeit in westlichen Gesellschaften virulente Appell, die angeblich natürlichen Ängste der Menschen vor dem Fremden ernst zu nehmen, die Tendenz in bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften zur Enthistorisierung und Naturalisierung gesellschaftlicher Phänomene [hier: die Angst vor dem Fremden] weiter verstärkt» (S. 263). Damit wird laut Maihofer die Möglichkeit verdrängt, die grundlegende Sozialität des Menschen, also dessen existentielle Verbundenheit mit anderen, als Bedingung der Möglichkeit der eigenen Existenz zu fassen (S. 267).

Der dritte und letzte Buchteil, «Lektüren von Affekten – Affektive Lektüren» ist der Wissensproduktion und der affektiven Situiertheit der Lese- und Schreibpraxis gewidmet. Im Zentrum steht die Verhandlung von *Scham* und *Paranoia* in Akten des Lesens / Schreibens. Unter dem Konzept des «paranoidem Lesens» fasst Eve Kosofsky Sedgwick Ansätze zusammen, welche soziale Phänomene (zu Recht) mit dem permanenten Verdacht auf zugrundeliegende Machtstrukturen lesen. Sie kritisiert, dass diese Lesart derzeit die einzige legitime Methodologie kritischen Denkens darzustellen scheint und schlägt stattdessen eine Praxis vor, welche zwischen paranoidem und reparativem (d.h. zum Beispiel auf Lust und Linderung abzielendes) Lesen oszilliert. Diese Praxis übt Angelika Baier in ihrem Beitrag ein. Ausgangspunkt ihres Beitrags bildet eine Kritik am hegemonialen Verständnis von Demenz, welches diese als (drohender) Verlust des autonomen Ichs fasst. Baier sucht in der Folge nach Wegen, über das Schreiben-über-Demenz alternative Lesarten von Demenz und damit des Menschseins zu entwerfen.

Mit dem Sammelband «Affekt und Geschlecht» liegt ein durchdachtes Buch von anhaltend hoher Qualität vor. Seine Lektüre empfiehlt sich allen, die sich aus affekttheoretischer Perspektive mit dem Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft auseinandersetzen wollen. Das Buch eignet sich sowohl als Einführung in die *Affect Studies* wie auch zu deren Vertiefung und vermittelt einen vielfältigen Einblick in die aktuelle deutschsprachige Literatur zum Thema. Lesenswert ist das Buch auch deswegen, weil die Autor_innen nicht nur neue Perspektiven für die Analyse der emotionalen Verfasstheit struktureller Ungleichheit öffnen, sondern stets auch hartnäckig nach alternativen Praxen des Lesens und Schreibens forschen. Weiter ist der reflektierte Umgang mit Sprache hervorzuheben. Dieser kommt einerseits in den gewissenhaften (wenn auch teilweise etwas schwerfällig zu lesenden) Übersetzungen des Übersetzungskollektivs *gender et alia* sowie im bewussten Aufbrechen der Zweigeschlechtlichkeit der deutschen Sprache zum Ausdruck und ist andererseits in der Struktur des Buches angelegt, welches die *Affect Studies* als eine *Travelling Theory* fasst, die jeweils kontextspezifisch zu verhandeln ist. Im Hinblick auf den deklarierten Fokus der *Affect Studies* auf das Gewöhnliche, Alltägliche, Verkörperte dürfte es spannend werden, die hier vornehmlich theoretischen und / oder in den *Cultural Studies* zu verortenden Beiträge in Bezug zu empirischen Arbeiten in diesem Wissensgebiet zu setzen.

LITERATURVERZEICHNIS

Ahmed Sara. 2004. *The Cultural Politics of Emotion*. Edinburgh: Edinburgh University Press.

NOUVEAUX ENJEUX ÉTHIQUES AUTOUR DU MÉDICAMENT EN AFRIQUE

Analyses en anthropologie, droit et santé publique

Mamadou Badji, Alice Desclaux (dir.)
2016. Dakar. L'Harmattan-Sénégal. ISBN: 978-2-343-08072-7. 344p.

Texte: *Marie-Cécile Frieden, Université de Neuchâtel*

Dans l'ouvrage «Nouveaux enjeux éthiques autour du médicament en Afrique», Mamadou Badji et Alice Desclaux proposent une réflexion globale considérant le médicament comme un objet à la fois thérapeutique, politique et social. La part belle est faite aux acteurs qui gravitent autour des médicaments, ainsi qu'aux provenances et aux modes de distribution. Et si les problématiques sont posées dans les territoires du Sud, les auteur-e-s n'oublient pas de replacer leurs réflexions au sein de l'espace mondialisé.

Ce recueil d'articles résulte d'un colloque portant sur l'éthique et la bioéthique en Afrique de l'Ouest et du Centre (2013). La codirection entre un professeur de droit sénégalais et une médecin-anthropologue française annonce d'emblée la volonté «interdisciplinaire» et «interculturelle» qui traverse l'ouvrage: l'intention est en effet de compiler les approches scientifiques, mais aussi les contextes présentés et l'origine des auteurs, autour d'un thème fédérateur. Dès l'introduction, les co-directeurs mettent en exergue les points saillants de ce volume: transdisciplinarité, ancrage des recherches empiriques permettant des analyses théoriques, spécificité des contextes (géographiques, économiques et politiques) abordés, diversité des apports, caractère exploratoire et non-exhaustif des études présentées.

Ce livre vient étoffer un rayon peu fourni en termes de publications francophones, parmi lesquelles la question des médicaments en contexte ouest-africain reste peu visible. Si elle apparaît dans quelques articles disséminés (Fassin 1986, Jaffré 1999), c'est principalement par les monographies d'ethnopharmacologie et d'ethnomédecine qu'elle est traitée. Mais on voit à travers le présent volume l'intérêt vif et varié que suscite l'objet 'médicament' en Afrique de l'Ouest, ce que confirment d'ailleurs d'autres travaux contemporains comme ceux de Baxerres (2013) ou Lachenal (2014).

Quatre parties structurent l'ouvrage, préfacé par le sociologue ivoirien Akindès: l'accès aux traitements, la production/diffusion/circulation des médicaments, leurs usages et consommations, et la «construction sociale de l'éthique» (p. 29).

1. La première partie aborde la problématique de l'accès aux traitements, qui est sous-tendue par les notions de justice (ou plutôt d'injustice) sociale. Badji présente les aspects législatifs de l'accès aux médicaments et les particularités de l'Afrique francophone quant à l'application du droit fondamental. Il soulève les problèmes liés aux brevets, et propose de réviser les dispositions juridiques pour assurer l'équité et la justice sociale. L'article suivant traite du droit à la ville et à la santé, en abordant la distribution spatiale des médicaments: l'étude de Nikiema et al. montre que l'implantation géographique des officines soulève des inégalités géographiques dans l'accès aux traitements médicamenteux, à travers une fragmentation du territoire et des poches de pauvreté. Mbaye et Kâ démontrent ensuite les nombreuses inadéquations entre les prescriptions faites par les médecins, et les ressources disponibles. La politique de gratuité des médicaments ne concernant que certaines molécules, cela entraîne plus de dépenses pour la santé, l'inobservance des traitements et le recours aux marchés informels. Enfin, Boulanger et al. présentent un cadre d'analyse éthique des politiques de santé et proposent un outil polyvalent basé sur quatre sous-processus politiques que sont l'émergence, la formulation, la mise en œuvre et les effets.

2. La production, la diffusion et la circulation des médicaments constituent les sujets de la seconde section du livre. A travers l'analyse du régime canadien d'accès aux médicaments, Gollock aborde la dimension politique des brevets, dans un contexte néo-libéral. François Bompart pré-

sente quelques enjeux de l'industrie pharmaceutique face aux essais clinique menés dans les pays du Sud. Les contributions de Baxerres mettent en exergue le lien entre distribution-circulation et qualité, et interrogent la place des marchés informels: en comparant les systèmes de distribution au Bénin et au Ghana apparaissent pour Baxerres et al. des conséquences en termes d'accès géographique, de prix et d'impact pour les individus. Dans un deuxième article, l'auteure détaille la notion de «faux médicament» (contrefaçon ou malfaçon), posant des problèmes de propriété intellectuelle. Les articles de deux juristes complètent cette seconde partie. Py traite de la protection juridique des personnes face aux effets indésirables de médicaments, arguant que le droit pénal est malhabile pour incriminer les actions face au risque incertain. Koukpo considère la thématique de la réglementation publicitaire médicale, et articule la volonté de rentabilité économique avec les risques pour la santé publique.

3. Le troisième chapitre approche différents actes sociaux entourant les usages et les consommations de médicaments, ce qui englobe entre autres les ambiguïtés générées par le don. C'est le cœur d'un article traitant des conséquences du don médicamenteux lors de missions humanitaires, et qui peut générer diverses tensions. Aubé et al. appellent alors au respect des principes éthiques professionnels, aux normes juridiques et aux recommandations internationales. Le don est également présent dans la contribution de Carémel, qui retrace de manière passionnante les trajectoires socio-géopolitiques des aliments thérapeutiques prêts à l'emploi au Niger. Puis, ce sont les valeurs et les fonctions attribuées aux médicaments qui intéressent Gina Aït Mehdi, pour qui l'objet 'médicament' est situé au cœur des relations sociales quotidiennes d'un service hospitalier. Enfin, Ndione et Desclaux décrivent les circulations, l'automédication collective et la construction de savoirs profanes sur les posologies chez les usagers de drogues à Dakar.

4. La dernière partie de l'ouvrage expose à travers quatre études de cas la manière dont peut se construire l'éthique socio-culturellement. Les deux premiers articles évoquent les savoirs «traditionnels» et les phytoremèdes. A Madagascar, Didier traite de la production et de la commercialisation des remèdes à base de plantes, et tisse des liens entre phytoremèdes et politiques publiques. Simon s'intéresse quant à lui aux expérimentations scientifiques comme moyen de validation et de légitimation de pratiques ou savoirs «traditionnels», participant à un processus de valorisation culturelle et patrimoniale. Vialla expose la question des autorisations de mise sur le marché, abordant la protection juridique des populations contre les risques médicamenteux lorsque les prescriptions reçues concernent des médicaments ne possédant pas d'AMM. La dernière contribution traite de la fin de vie à l'hôpital: Rossi et al. soulignent l'insuffisance de soins et de médicaments palliatifs dans de nombreuses institutions hospitalières ouest-africaines, «[suscitant] un questionnement autour de l'éthique de l'absence» (p. 313).

Au-delà du découpage thématique proposé, certaines problématiques traversent l'ensemble des contributions: l'universalité du droit à la santé, aux soins et aux médicaments ; la qualité et l'efficacité des médicaments et des soins ; la sécurité, exprimée en termes de risques et de bénéfices ; le formel et l'informel, deux pôles d'un continuum qui délimite les cadres d'action. Une place importante est faite aux usagers, au sens large: populations (receveurs, utilisateurs), acteurs de la diffusion et de la distribution, responsables de la production. Enfin, nombreux-ses sont les auteur-e-s à questionner le rôle des industries pharmaceutiques, jouant un rôle central en matière d'éthique de la production et la distribution.

La richesse des contributions – hétéroclites en longueur et en apport – et la multiplicité des regards posés sur la vaste question du médicament et de ses problématiques éthiques raviront les ethnologues comme les partisans d'une certaine «transdisciplinarité». A la croisée de la santé publique et de la santé communautaire, l'ouvrage tout entier démontre à la fois l'hybridation des usages, des pratiques et des savoirs autour des médicaments et de ses éthiques.

RÉFÉRENCES

Baxerres Carine. 2013. *Du médicament informel au médicament libéralisé: une anthropologie du médicament pharmaceutique au Bénin*. Paris: Archives contemporaines.

Fassin Didier. 1986. «La vente illicite des médicaments au Sénégal. Conséquences pour la santé des populations». *Bulletin de la société de pathologie exotique* 79(4): 557-570.

Jaffre Yannick. 1999. «Pharmacies des villes, pharmacies ‹par terre›». *Bulletin de l'APAD* 17: 63-70.

Lachenal Guillaume. 2014. *Le médicament qui devait sauver l'Afrique: un scandale pharmaceutique aux colonies*. Paris: La Découverte.

GIVE A MAN A FISH

Reflections on the New Politics of Distribution

James Ferguson
2015. Durham, London: Duke University Press. ISBN 978-0-8223-5886-2. 280p.

Text: *Ieva Snikersproge, The Graduate Institute, Geneva*

«Give a Man a Fish» is the latest, cunningly entitled book by James Ferguson. In this work, his long-standing interest in development and governance has shifted to conditional cash transfer (CCT) programs in southern Africa. These state-administered cash transfers, which usually entail «nominal» conditions such as school attendance for children, have proven to alleviate poverty and are spreading throughout the region.

The title attempts to turn on its head a long-held development wisdom epitomised by a ‹Chinese proverb› that invites teaching a man to fish instead of giving him a fish. «Give a Man a Fish» is also Ferguson's response to what he sees as «increasingly empty [...] politics of ‹opposing neo-liberalism›» (p.26) that lead to a theoretical and political dead-end. Thus, his main theoretical contribution is intertwined with a political contribution: Ferguson outlines the emergence of a «new politics of distribution» that is changing economic moralities and potentially engendering a post-neoliberal world. To support this vision, Ferguson, through historical and ethnographic detail, unveils a «productionist» bias that has haunted not only politics but also critical thought.

Although each of the book's chapters can be read as a stand-alone piece (some of which have been published previously as journal articles), in this review I shall focus on the construction of Ferguson's overarching argument. In order to lay the ground for a new politics of distribution, Ferguson shows how CCTs differ from northern welfare states and how the CCTs merely go half-way in proposing a solution to the ills of neoliberalism. He then argues that the empowerment of CCTs as a transformative tool requires a revalorising of distribution as something that is not secondary to production. Finally, he discusses some practical problems that such transformative distribution schemes – something that he proposes to imagine as a «rightful share» – must address.

Ferguson argues that CCTs have little to do with northern welfare states because the two are guided by different moralities. The social grammar of the welfare state emerged in the 19th century. It saw personal vice through Durkheimian «social fact» being transformed into a «social problem» dislocating the cause of a problem to the society at large. Modalities for dealing with social problems were built around the wage-labourer and his nuclear family. Contrarily, in colonial Africa, a moralising, personalised understanding of poverty prevailed, and a far-reaching welfare state never developed. Social security was seen to be provided «naturally» by the rural ‹homeland› and welfare programs were, therefore, considered simultaneously expensive and unnecessary. Curiously, lately, at a time of increased unemployment, in southern Africa, CCTs have increased in volume and extended in scale. Although CCTs to a limited extent are modelled around wage-labour – they are not extended to able-bodied men (that are supposed to be working) – they nonetheless do not signify a «catch up» with the northern welfare states. CCTs are not conceived as a safety net for temporary unemployment and the southern African social morality has remained distinct from the 19th century European one.

Ferguson contends that, in southern Africa, sociality is configured around «distributed livelihoods». These livelihoods are not made primarily through the market or wage labour but rely on multiple sources of provision, from love relationships to migration. To make a claim for distributed livelihoods as equally important and not secondary to wage-labour, Ferguson pursues a double displacement of the idea of «dependency», one directed at liberal and the other at critical thought. First, he reminds us that dependency has not always been understood the same way. In pre-industrial Europe, it was wage-labour that was described as dependency, i.e. being dependent for work on somebody else. Then he attempts to

shatter critical thought's «productionist» bias for a well-functioning society. He emphasises that historically African political power was built around the ability to attract followers. In such a worldview, goods become mere means for building power and dependence becomes an activity or «distributive labour». Conceiving dependence as labour requires severing its usual association with production processes. Such a conception permits seeing a common thread in a wide variety of informal activity pursued by the urban poor, and it demonstrates that, instead of leading to passivity, distribution can create new social and economic activity.

Nonetheless, money transfers are not winning general support. CCTs are neither extended to able-bodied men, nor do people widely endorse the idea of a basic income grant (BIG). Ferguson argues that this is due to CCTs failing to provide a frame for social membership and personhood. While in southern Africa much attention has been paid to «race membership», «work membership» has remained neglected. Work membership marks a continuity across pre-colonial, colonial and post-colonial periods. Instead of substituting personalistic, quasi-kinship relationships, wage-labour inherited them, thus, becoming the new frame for dependence and membership. For Ferguson, as long as CCTs and BIG propositions fail to provide an alternative political recognition to work membership, the transformative potential of the «new politics of distribution» will remain limited.

Ferguson sees a possibility to politicise CCTs by cross-fertilising them with another currently present demand in southern Africa, i.e., distribution claims over non-monetary resources, such as land and minerals. If CCTs have failed to overcome their apolitical, gift-like aura, distribution claims have come short in proposing a practical solution. As a response to this double-problem, Ferguson proposes the idea of a «rightful share». As a concept, «share» is different from a market-based solution or charity in that it constitutes claim-making that is not linked to labour or need. Ferguson remarks that thinking along the lines of «rightful share» is empirically emerging in diverse fields: from humanitarianism and philanthropic giving to natural resources and climate change. What seems to be unifying all these cases in claiming «rightful share» is that the stakes in question do not depend solely on individual action. Ferguson gives an example from mineral mining where produced value is out of proportion to invested individual effort.

What would such a «rightful share» look like in practice? Ferguson's answer is rent or some sort of BIG. For him ‹nationalisation› remains too vague an answer, since it does not tell us much about how distribution would take place. In order to argue for a monetised distribution scheme, Ferguson shows that markets do not equal capitalism and reminds us that money has become central for living dependence as «distributive labour». For financing such a scheme, Ferguson points to a diversity of potential internationally sourced tools – from a new international currency to a levy on mineral extraction or currency exchange.

For Ferguson, a trickier question concerns the political community and governance of the «rightful share». Usually, governance is imagined around nation-states, but that implies exclusion, a demarcation of outsiders. Ferguson estimates that contrary to emancipatory ideals, at present a project beyond nation-state remains unrealistic. Thus, he urges us to think of other possibilities. One such possibility could be mere «presence», i.e., belonging not linked to birth right. Technically, this could be achieved with ATMs that work with an iris and a fingerprint scan. Yet, as mentioned above, the question remains, how to move beyond mere technical recognition to social membership providing a basis for personhood. Again, Ferguson suggests that southern African history of «incorporated subject», political power based on attracting followers instead of goods, provides an important axis of reflection for conceiving new systems of membership, inclusion and obligation.

In conclusion, one can praise Ferguson not only for his attempt to make his research on southern African CCTs socially and politically relevant, but also as an anthropological exercise. Creative displacements of familiar terms stretch our imagination; re-organising the interdependence of political and economic spheres in novel ways clears the way for a new politics of distribution. Ferguson invites us to imagine wage-labour as dependence and (another) mode of distribution, CCTs as shares (and not distribution), and dependence as activity or «distributive labour». This underlines that post-colonial, modern states are holistic social institutions. It also permits imagining a social contract where questions of social equality play a more prominent role.